

30 Sept 69 Spiegel

„Gehen Sie ins Totenhaus, Doktor!“

Als deutscher Arzt in Vietnam / Von Georg W. Alsheimer

2. Fortsetzung und Schluß

In Hué herrschte nach dem Sturz der Regierung Diem noch immer Revolutionsstimmung. Studentenblätter und politische Zeitschriften kritisierten offen vergangene wie gegenwärtige Mißstände, forderten eine Bestrafung der Schuldigen und eine Änderung der Verhältnisse.

Die Amerikaner sahen diese Bestrebungen mit mißtrauischen Augen an. Katholiken und Altdiemisten, die Verfechter von Disziplin und autoritärer Ordnung, blieben ihre liebsten Bundesgenossen: Die gärende Unruhe unter Studenten und Professoren und das pazifistische Pathos der Buddhisten waren ihnen gleichermaßen suspekt

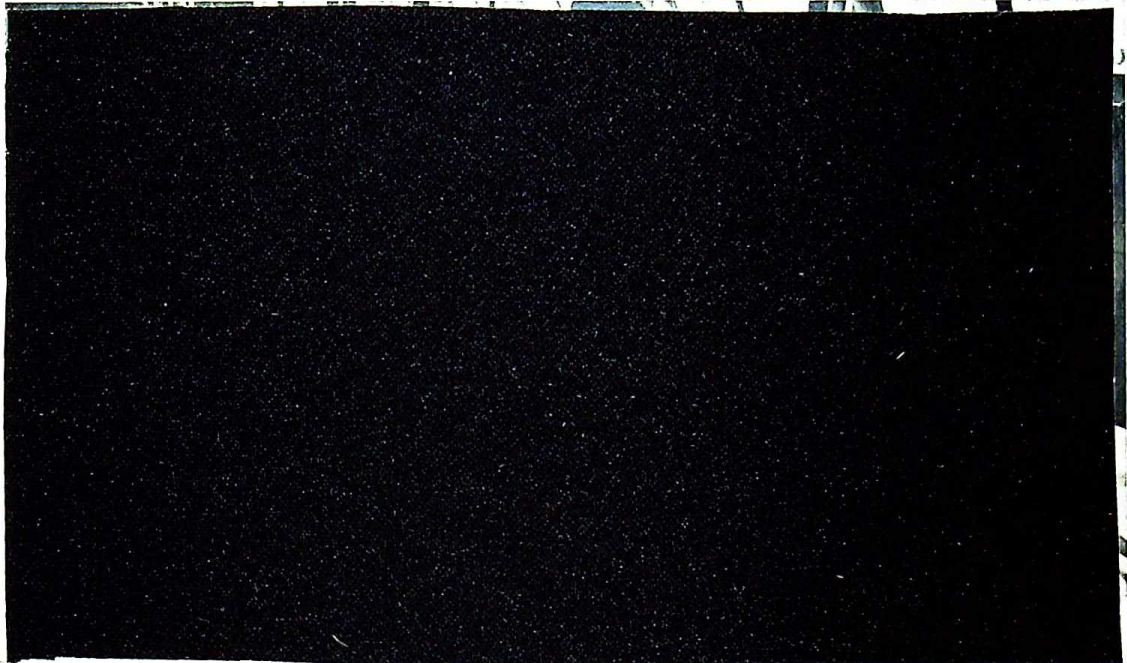
tracht zwischen den Gruppen säte oder allzu radikale Reformen forderte, arbeitete dem Feind in die Hände, war verdächtig, mußte überwacht und, wenn nötig, auch beseitigt werden.

Es war deshalb kein Wunder, daß die Amerikaner, bei Diems Sturz noch Helden der Befreiung, in Hué schon bald als Komplizen der Überreste des Diemismus und Saboteure jeder revolutionären Veränderung gebrandmarkt wurden, besonders schonungslos von der Zeitschrift „Lap Truong“, die einige meiner Bekannten herausgaben.

Die Studenten freuten sich über meine Rückkehr aus Deutschland. Ton und Ty, meine beiden Komplizen aus der Zeit der Buddhisten-Unruhen vom

Einer seiner Freunde litt an nervösen Störungen, und Tuong wollte ihn zur Untersuchung anmelden. Wir entdeckten bald, daß die gleichen Zweifel uns beunruhigten. Diem war tot, nichts war geschehen. Die bürgerlichen Politiker hatten versagt, die Buddhisten sich mit zwei Ministerialportefeuilles abspeisen lassen. Keiner dachte daran, den Krieg zu beenden.

Tuong — er wurde später Kommunist und arbeitete für die Befreiungsfront — war der erste, der auszusprechen wagte, wie verlogen ihm der klischeehafte Antikommunismus vorkam, den nahezu alle politischen Gruppen im Munde führten, nur um bei den Amerikanern Vorteile für sich selber herauszuschinden.



und verwirrten sie. Da konnten nur kommunistische Machenschaften dahinterstecken.

Mochten die großen Herren in Washington getrost für Demokratisierung plädieren: die Konsulatsbeamten und CIA-Funktionäre in der Provinz wußten genau, daß dies leere Schlagworte waren. Nach Diems Sturz hatte Ruhe zu herrschen. Kontinuität und Effizienz der Verwaltung allein konnten die jetzt notwendige politische Stabilisierung gewährleisten.

Alle, Katholiken wie Buddhisten, hatten die verdammte Pflicht, zusammenzustehen, „to fight the Communists and to win the war“. Wer Zwie-

Auszug aus Georg W. Alsheimer: „Vietnamesische Lehrjahre. Bericht eines deutschen Arztes aus Vietnam 1961—1967“.

© Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1968. Alle Rechte vorbehalten.

Mai und Juni 1963, hatten durch ihren damaligen Einsatz an Prestige gewonnen, sie waren inzwischen zu Chefs der buddhistischen Studentenorganisation in Hué aufgestiegen.

Zu ihrem Kreise gehörte jetzt auch Phan, der damals die religiös nicht gebundenen Studenten bei den Demonstrationen angeführt hatte. Phan gab auch das Fakultätsblatt der Mediziner heraus. Meist redete er nicht viel; er war kein Demagoge, sondern ein Organisator.

Mir gegenüber trug Phan eine perfekte altvietnamesische Höflichkeit zur Schau. Unter seinen Kommilitonen stand er im Ruf, ein außerordentlich begabter Poet und brillanter politischer Essayist zu sein. Wie ich erst später erfuhr, arbeitete er schon seit Jahren für die Nationale Befreiungsfront (NLF).

Ich lernte auch Phans Bruder Tuong kennen. Er kam mich privat besuchen.

Eines Sonntags im Juli fuhr ich hinaus nach Da Nghi. Professor Krainick, der Leiter des deutschen Ärzteteams in Hué, war nach Europa abgereist, um neue Mitarbeiter zu suchen, und ich sollte ihn in unserem kleinen Landkrankenhaus nicht weit von Quang Tri vertreten.

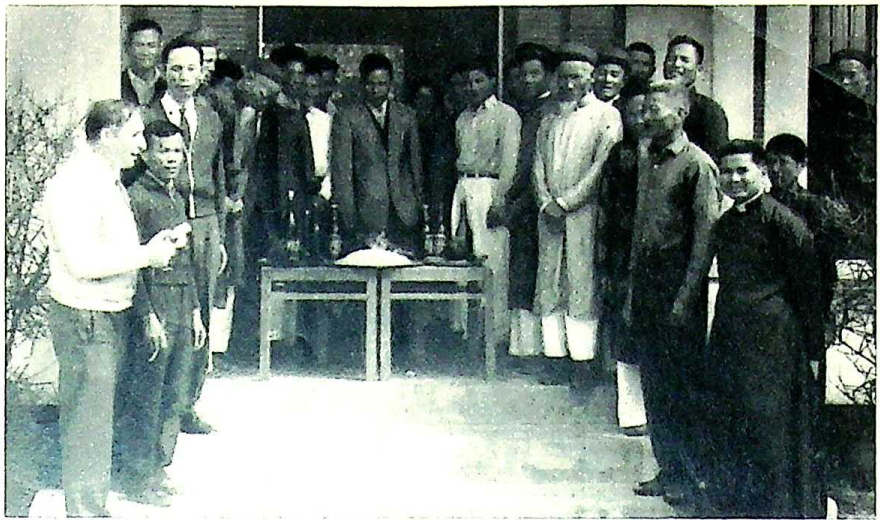
„Es sind kaum Kranke gekommen“, sagte Vater Ai, der katholische Priester, mit dem zusammen wir das Krankenhaus aufgebaut hatten. Warum? Drei Tage lang hatte eine Vietcong-Kompanie hier und in den umliegenden Dörfern gelagert. Zwölf Männer, Dorfälteste, Polizisten und andere „Notable“ waren durch ein Volksgericht der Einwohner zum Tode verurteilt und exekutiert worden. Die lokale Verwaltung war damit lahmgelegt.

Einige alte Vietminh-Funktionäre des Distrikts traten an die Stelle der Hingerichteten, Männer, die 1954 nach

Norden gegangen oder später, in den Jahren der diemistischen Verfolgung, ins Maquis verschwunden waren. Nun waren sie auf einmal wieder da; nachts tauchten sie auf, wann und wo es ihnen paßte.

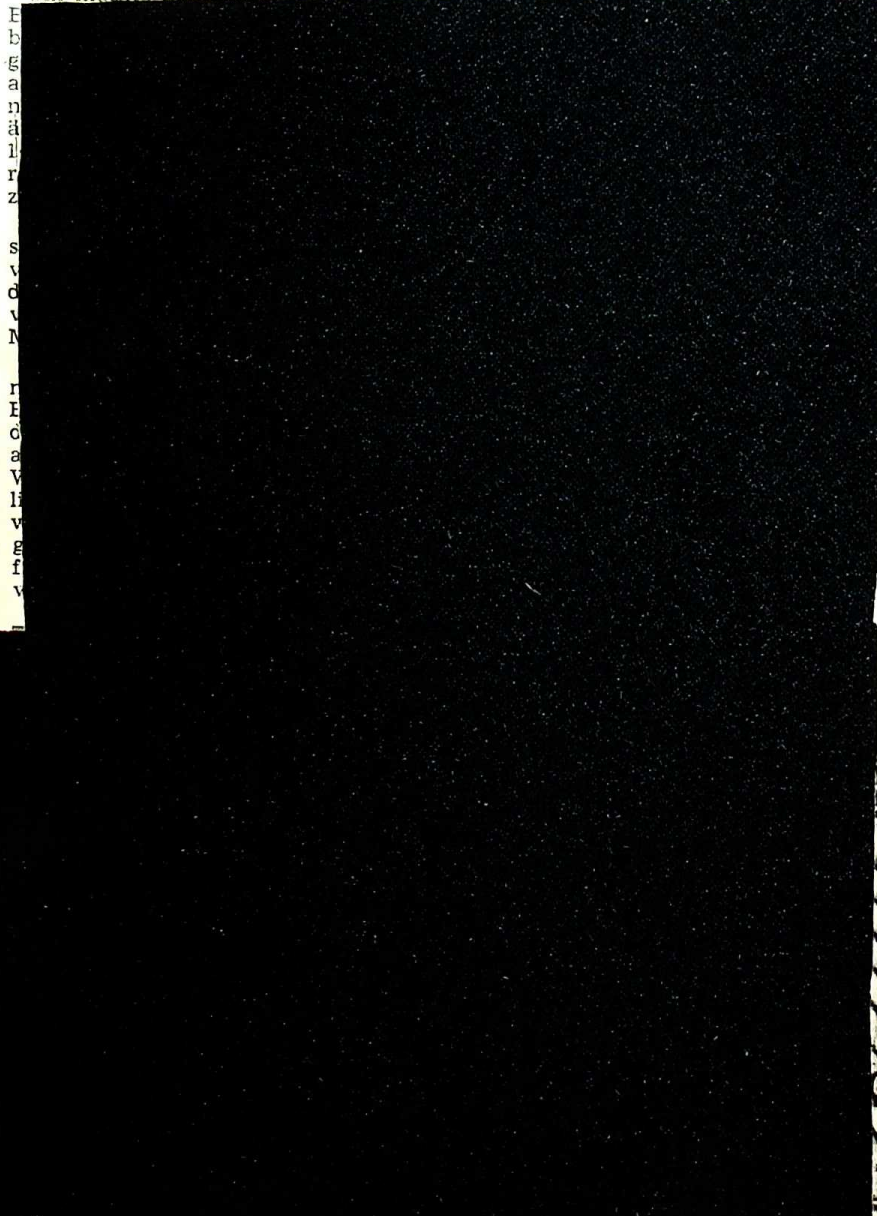
Angeblich wußte „niemand“ — das hieß bei Vater Ai: keiner der anderen Notabeln und Dorfhonoratioren —, wo sie sich jetzt, nach dem Abzug der regulären Vietcong-Soldaten, tagsüber verborgen hielten. Denn nachdem sich die Rebellen aus dem Staube gemacht hatten, waren die Regierungstruppen gekommen.

Sie hatten die Gärten, Ställe und Küchen geplündert und eine weitaus schlechtere Figur gemacht als die Vietcong, die keinen Teller Reis unbezahlt ließen. Jetzt waren auch die Saigoner Soldaten nach Nordwesten weitergezogen. „Im nächsten Dorf, drei Kilometer von hier, wird gekämpft“, sagte Vater Ai.



Pater Ai (r.), Honoratioren von Da Nghi*: Kelch des Herrn für die Folterer

Ich machte mich an die Arbeit. E



genommen, nun von der Nationalen

„Er arbeitet hart“, sagte Vater Ai; „natürlich macht er Propaganda für den Vietcong und treibt seine Steuern ein. Aber er sorgt auch dafür, daß den Leuten zwischen den Fronten nichts passiert.“

Von Zeit zu Zeit empfing Ai Briefe von seinem Pfarrkind: Warnungen über Straßenverminungen oder militärische Operationen, aber auch einfache Grußbotschaften oder die Bitte um geistlichen Beistand. Den letzteren verweigerte Ai: So sehr er die subjektive Ehrlichkeit des neuen Vietcong-Distriktschefs anerkannte, so sehr blieb dieser für ihn doch ein „kommunistischer Mörder“, verantwortlich für den Tod von Dorfpolizisten, Notabeln und Regierungsbeamten.

In seinen Antwortbriefen konnte der Pater ihn deshalb nur mahnen, auf den rechten Weg des Glaubens zurückzukehren und seine Sünden zu bereuen; die Absolution mußte er ihm versagen. Hingegen teilte Ai den Kelch des Herrn freigiebig an die Distrikts- und Provinzpolizisten des Saigoner Regimes aus, und an die Offiziere der Sondereinheiten, deren Hauptaufgabe in der Folterung Verdächtiger und der Ermordung erwiesener Vietcong bestand. Diese staatlich konzessionierten Untaten waren für ihn keine Sünde.

Meine Arbeit in Hué ging weiter wie in den Jahren zuvor. Nur die Schwierigkeiten, die sich uns im Krankenhaus entgegenstellten, waren inzwischen gewachsen. Wichtige Medikamente fehlten uns in Hué, obwohl sie in der Saigoner Zentralapotheke, die für alle regionalen Krankenhäuser zuständig war, in großen Mengen lagerten. Wer unsere Anforderungslisten zusammenstrich, ließ sich nicht feststellen.

Wir konnten nicht einmal herausbekommen, was in unserer eigenen Klinikapotheke vorhanden war. Eine geordnete Buchführung existierte nicht. Als wir sie einführen wollten, stießen wir auf zähflüssigen Widerstand beim Personal. Wir machten uns trotzdem an die Arbeit. Daraufhin wurde uns vom Hospitalsdirektor die Anfertigung doppelter Inventurlisten,

* Mit Professor Krainick (l.), dem Chef des deutschen Ärzteteams in Hué.



Mediziner Alsheimer, Mitarbeiterinnen
Dienst am Kranken...

Run nach immer höheren Privateinnahmen mitzumachen.

Unser Alibi war die vom Bund gezahlte Beihilfe. Dennoch waren wir unseren vietnamesischen Kollegen schon bald ein Dorn im Auge. Daß wir jeden neu aufgenommenen Patienten selbst untersuchten, die Behandlung festlegten und gelegentlich die Medikamente aus unseren privaten Vorräten von Ärztemustern zuschossen, sprach sich rasch herum.

Die mittellosen Kranken auf den vietnamesischen Abteilungen wurden rebellisch, die reichen begannen uns zu konsultieren, weil das nichts kostete und weil die Ergebnisse unserer Laboratorien exakter waren. Da der Kuchen der Privatpatienten nicht unbegrenzt groß war, wurden wir nicht nur für den Ruf, sondern auch für den Geldbeutel unserer vietnamesischen Kollegen allmählich zu einer Gefahr.

Außerdem bildeten wir junge Ärzte aus, die ihnen eines Tages Konkurrenz machen würden. Da man aber unter Gebildeten von Geld und materiellen Interessen nicht sprach — oder allenfalls im Kreise der Familie —, konnten diese Probleme niemals offen diskutiert werden. Um uns loszuwerden, beschuldigte man uns des Neokolonialismus.

Dienstlich waren die meisten der Kollegen uns als Assistenten unterstellt. Schon diese Tatsache schadete ihrer Privatpraxis, und sie sabotierten zunächst systematisch die gegebenen Anordnungen; nach dem Sturze Diems verweigerten sie einfach jede Form der Unterordnung aus „nationalen“ Gründen. Das war für sie die Revolution. Die Leidtragenden waren natürlich die Kranken.

Das alles war nicht bloß geschäftstüchtige Mache. Die koloniale Entwürdigung steckte ihnen tatsächlich noch in den Knochen. Vor zehn Jahren hatten sie als „Gelbe“, als „Eingebo-rene“ jedem Franzosen widerspruchs-

los parieren müssen. Um den Ge-sichtsverlust wettzumachen, hatten sie während der Kolonialzeit den Druck kräftig nach unten weitergegeben. Nur so konnte in ihren eigenen Augen die soziale Hierarchie wiederhergestellt werden und damit die Dignität der entmachteten Elite.

Dies Unterdrückung zeugende zwanghafte Bedürfnis nach Unter-scheidung hatten sie noch nicht ver-loren — auch nicht die panische Angst vor erneuter Beherrschung durch Fremde. Eine solche Verflechtung von materiellem Interesse und psychologi-schem Ressentiment machte alle Aus-sichten zunichte, innerhalb des beste-henden Sozialsystems etwas an den Verhältnissen im Krankenhaus zu än-dern.

Noch erstaunlicher war für mich, daß die meisten Patienten, die Opfer also der kleinen Diebstähle und Pflicht-vergessenheiten, den Angestellten aus besseren Kreisen ihre Privilegien als selbstverständliches Anrecht zuzubil-ligen schienen, sich keineswegs per-sönlich beraubt oder auch nur vernachlässigt fühlten. Sie bedankten sich vielmehr für die gelegentliche Hilfe, die sie von ihnen erhielten.

Nur einmal habe ich einen Mann sehr ernst zu einem Stationspfleger sagen hören, dieser sei persönlich für die gute Pflege der antransportierten Verwundeten haftbar, eines nicht mehr fernliegenden Tages werde das vietnamesische Volk von ihm Rechenschaft fordern. Das war aber offenbar ein Kader der Befreiungsfront, der sich während einer der politischen Krisen kurz in die Stadt getraut hatte.

Einige deutsche Kollegen versuchten diese Mängel, so gut es ging, durch eine „Germanisierung“ ihrer Abteilungen wettzumachen. Sie arbeiteten Tag und Nacht, spielten selbst Pfleger, Assi-stent und Chef, gelegentlich auch Kuli, richteten ein eigenes Abteilungslabor ein und ließen sich aus Deutschland kistenweise Ärztemuster schicken.

Doch ihre Erfolge waren begrenzt. Die Medikamente reichten nicht aus. Für jeden bedürftigen Patienten aus

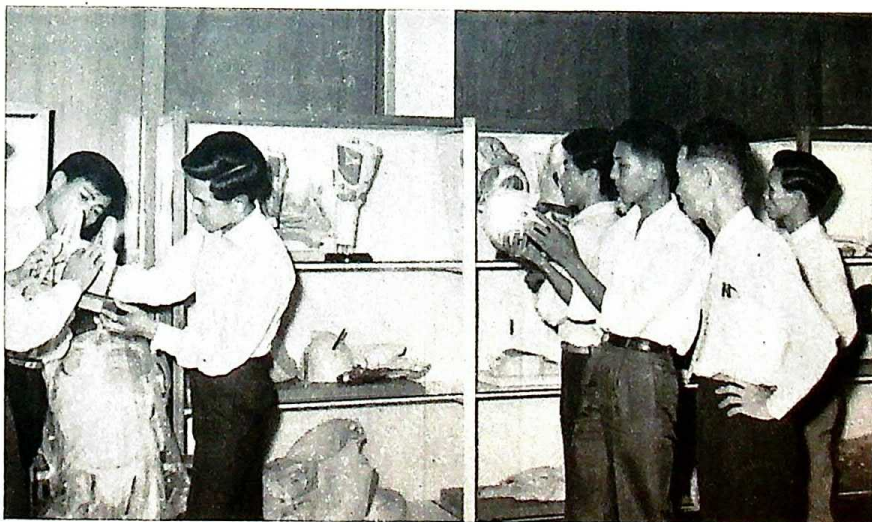
eigener Tasche zu bezahlen, überstieg unsere Finanzkraft. Mit der Pflege war es ähnlich bestellt. Die Nachtschwestern schliefen mit eiserner Regelmäßigkeit. Erst am nächsten Morgen vermerkten sie die bei gefährdeten Kranken stündlich zu erhebenden Blutdruck-, Temperatur- und Puls-werte — oder aber den inzwischen eingetretenen Tod. Durch die Anwesenheit von Familienangehörigen oder reichliche Bezahlung der Nachtschwester konnten einige Kranke gerettet werden.

Bei den Armen mußten wir selber entscheiden: lohnte sich der Einsatz? Wie alt war er, wie viele Kinder hatte er zu versorgen? Je nach dem Ergebnis dieser Überlegung bezahlten wir die Medikamente, bestellten eine zusätz-liche Pflegekraft, verbrachten die Nacht selber am Bett — oder aber wir taten das alles nicht. Denn fast jede Nacht gab es Schwerkranke und Ster-bende. Der hippokratische Eid, der vom Arzt den unterschiedslosen Ein-satz für alle seine Patienten verlangt, wurde unter diesen Verhältnissen zu einer zynischen Farce.

Die meisten der deutschen Kollegen sahen in der „Unzuverlässigkeit“, in der fehlenden menschlichen Anteilnahme, in der Korruption und Raffgier „typisch asiatische Wesenszüge“. Die Vietnamesen täten füreinander keinen Handstreich, ja sie sahen gelegentlich den Leiden eines Sterbenden zu wie einem amüsanten Spektakel. Diese Beobachtung entsprach oft den Tatsa-chen, besonders wenn es sich nicht um ein Familienmitglied, einen Nachbarn oder einen Notablen handelte, von dem man in irgendeiner Form abhängig war.

Ohne Zweifel wirkte das auf einen Durchschnitts-Europäer ebenso empö-rend wie das Verhalten der Pfleger, die Spritzen „verdünnten“, um mehr Medikamente verkaufen zu können, oder die zu träge waren, den Arzt zu einem Schwerkranken zu rufen. Wes-halb war das so?

Man brauchte seine Zuflucht nicht zum Rassismus zu nehmen, um solche



... verdirbt die Preise: Alsheimer-Studenten in Hué

Stört es Sie, wenn jemand auf einem Empfang, zu einem festlichen Anlaß oder im Theater im Rollkragenpullover erscheint? Dann sind Sie nicht

gleichgültig

Sie sind nicht gleichgültig gegenüber Etikette, gutem Geschmack und der besonderen Situation, die Einfühlungsvermögen voraussetzt. Wenn dem so ist – dann sind Sie noch mehr:

Ein Mensch, der Besseres vom Guten unterscheiden kann.

Ein Mensch mit Lebensart und einem natürlichen Sinn für individuelles Genießen. Für diese Menschen ist das Gütezeichen für neutral geprüften Deutschen Qualitätswein geschaffen, das

DEUTSCHE WEINSIEGEL!

Sie wissen, was Sie Ihren Gästen schuldig sind, daß zu einem gepflegten Essen ein gepflegter Wein gehört, denn Sie wissen Besseres wohl vom Guten zu unterscheiden.



Ein Weinsiegel-Wein hat immer einen Vorzug: Anerkannte Weinfachleute haben jeden Wein, der dieses rote Gütezeichen trägt, gewissenhaft auf Farbe, Duft, Geschmack und seine typischen Gebietsfeinheiten geprüft.

Am Deutschen Weinsiegel erkennen Sie auf den ersten Blick den guten Deutschen Qualitätswein ohne Fehl und Tadel. Dieses Gütezeichen macht den Weineinkauf problemlos.

Seien Sie also bitte nie gleichgültig, wenn es um den Einkauf eines guten Weines geht. Achten Sie stets darauf: Trägt die Flasche auch das Deutsche Weinsiegel? Wir informieren Sie gerne und senden Ihnen auf Anforderung kostenlos die neue Weinsiegel-Broschüre. Sie vermittelt nicht nur Fachkenntnisse, sondern Sie enthält auch eine Fülle von Tips und Anregungen – wann, wo und wie man Wein trinken soll.

Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft,
Abteilung:

DEUTSCHES WEINSIEGEL

6000 Frankfurt/Main Zimmerweg 16
Telefon 06 11 / 72 08 61

WESp / 001

egoistische Gefühlsarmut zu verstehen. Es genügte, sich die tatsächlichen Verhältnisse zu vergegenwärtigen. Wer half einem Vietnamesen, wenn er in Not geriet? Die eigene Familie, allenfalls ein Hausnachbar – oder aber Untergebene, die von ihm abhängig waren. Institutionen, die alle Glieder der Gesellschaft miteinander verknüpft hätten, existierten nirgends.

Archaische Überreste, wie etwa eine gerechte Verteilung der kommunalen Reiserfelder, befanden sich in fortschreitendem Verfall. Moderne Institutionen, wie Krankenversicherungen, landwirtschaftliche Kreditanstalten, Arbeitslosen- und Pensionskassen und gerechte, progressive Einkommensbesteuerung – Einrichtungen also, deren Lasten von allen getragen werden, deren Leistungen aber auch allen zugute kommen – gab es noch nirgends.

Die Lasten wurden immer noch zum größten Teil von den Armen aufgebracht: durch „indirekte“ Besteuerung von lebenswichtigen Verbrauchsgütern, durch wucherischen Pachtzins für die gemeindeigenen Reisäcker, durch die von Notabeln nach Willkür aufgeschlüsselten Abgaben, die das Dorf dem Staate zahlen mußte. Die Gegenleistungen dafür waren höchst kärglich: ein paar Entbindungshelme, „kostenlose“ Krankenhausbehandlung durch Sanitäter, die noch die Medikamente stahlen, Hungerpensionen für die kleinen Beamten.

Die Disproportion zwischen Lasten und Leistungen war allzu groß. Kein Wunder, daß die geforderten Steuern als Raub einer korrupten Verwaltung im Auftrag der Reichen empfunden wurden, die gebotenen Leistungen hingegen als unzureichende und oft entwürdigende Almosen. Beides hatte für die betroffenen Menschen nichts miteinander zu tun.

Die moralisch geforderte gesamtgesellschaftliche Solidarität hatte keine wirtschaftliche Basis, sie war nicht in einem ihr entsprechenden Finanz- und Wirtschaftssystem institutionalisiert, das Beteiligung gefordert und dafür ein Mindestmaß an Sicherheit gewährt hätte. Warum sollte sie sich auf der moralisch-humanitären Ebene dann ebenso allgemein auswirken wie in Industrieländern, die Schicksal, Arbeit und Wohlergehen ihrer Bürger durch Sozialgesetzgebung, Verwaltung und Technik miteinander verknüpfen?

Zum Mitmenschen wurde jemand erst, wenn man, wenigstens im Prinzip, für ihn bezahlte oder von ihm bezahlt wurde. Dann erst empfand man auch Mitleid mit ihm, bildete spontane Gefühlsregungen für ihn aus, die zu Akten der Solidarität, zur gegenseitigen Hilfe antrieben.

Die Reichen halfen sich gegenseitig, ihre Geschäfte waren miteinander verwoben; sie sorgten in der Regel auch für ihre eigenen Dienstboten und Arbeiter, denn diese brachten ihnen etwas ein. Die Armen taten etwas für die Reichen und Mächtigen, denn sie waren fast stets von ihnen abhängig.

Die Armen unter sich hingegen blieben zumeist gleichgültig gegeneinander: Sie hatten voneinander nichts zu erwarten, weder Schaden noch

Nutzen. Und fremdes Leid bei Armen, außerhalb der eigenen Besitzgrenzen, ließ die Reichen vollkommen kalt. Die Grenzen des Mitleids deckten sich also mit den Grenzen der gegenseitigen Interessenverflechtungen innerhalb der bestehenden Wirtschafts- und Sozialordnung.

Was außerhalb vor sich ging, besaß keine Realität, war Szene, Spektakel, Theater, war Gegenstand neugieriger Betrachtung, amüsierter Belustigung, experimentierender Herumspielerei – oder aber der Langeweile und der Gleichgültigkeit.

Im Herbst 1964 war Zentralvietnam von einer Naturkatastrophe heimgesucht worden. Eine Serie rasch aufeinanderfolgender Taifune hatte wochenlange Regengüsse mit sich gebracht und zu riesigen Überschwem-



Medikamenten-Schwarzhandel in Saigon
Geschäfte mit Spritzen

mungen geführt. Tausende von Menschen ertranken, Zehntausende wurden obdachlos.

Die nötigen Hilfsaktionen liefen nur zögernd an. Amerikanische Hubschrauberpiloten wurden eingeschaltet. Aber manche der Unglücklichen, die sich auf Bäume oder Dachfirste gerettet hatten, wollten sich nicht in Sicherheit bringen lassen. Sie fürchteten, in eines der Verhörlager abtransportiert zu werden, die man für die Bewohner von „vietcongverseuchten“ Gegenden eingerichtet hatte.

Rettungsteams buddhistischer Jugendgruppen und Huéer Studenten, die in kleinen Booten in die überschwemmten Dörfer eindrangen, hatten mehr Erfolg. Die Universität Hué konzentrierte ihre Anstrengungen auf einen besonders schwer betroffenen Distrikt, Dien Ban in der Provinz Quan Nam. Gruppen von 40 Studenten mit ein oder zwei Professoren waren während zweier Monate in den Dörfern des Distriktes am Werke.

In den Dörfern trafen die Studenten und Universitätslehrer nicht selten auf

Guerillas oder reguläre Truppen der Nationalen Befreiungsfront, die meisten von ihnen zum erstenmal. Der Popanz „Vietcong“, von Diem und seinen amerikanischen Propagandisten aufgebaut, fiel im Verlaufe dieser Begegnungen in sich zusammen.

Die Studenten sahen, daß diese Vietcong Vietnamesen wie sie selber waren, mit dem einzigen Unterschied, daß sie ausdauernder und selbstloser arbeiteten und aus ihrer Hilfe weder eine publizitäre Aktion noch ein spannendes, die Gleichförmigkeit des Alltags durchbrechendes Erlebnis machten.

Hong, einer meiner Medizinstudenten, schilderte mir sein erstes Zusammentreffen mit solchen Vietcong: An einem Dorfeingang fand seine Gruppe ein sehr hübsches junges Mädchen vor, das im Fluß seine Kleider wusch. Die Studenten versuchten ein bißchen mit ihr zu flirten. Das Mädchen ließ sich das eine Weile gefallen, führte den Trupp aber bald zum Dorfältesten, der tatkräftig bei der Organisation der Verteilungsaktion und dem Aufbau der Ambulanz mithalf.

„Das alles funktionierte viel rascher und reibungsloser als anderswo“, hatte Hong sich gewundert. Gegen fünf Uhr nachmittags waren sie fertig geworden. Am Dorfausgang trafen sie wieder auf dasselbe Mädchen — diesmal aber trug es eine Maschinenpistole über der Schulter.

„Wir zitterten vor Angst“, sagte Hong, „wir dachten, unsere letzte Stunde habe geschlagen, und sie werde sich nun für unsere Respektlosigkeit von vorhin rächen.“ Als das Mädchen die zitternden jungen Männer sah, begann es zu lachen. „Was habt ihr? Ich stehe nur Wache. Wollt ihr mir nicht adieu sagen?“

Dann bist du also eine Vietcong?“
„Ich bin eine.“ „Eine Vietcong bin ich nicht“, erwiderte sie, „aber ich gehöre

zur Ortsmiliz der Befreiungsfront. Der Mann, zu dem ich euch geführt habe, ist unser politischer Kader, wir haben ihn zum Dorfältesten gewählt.“

Das Mädchen brachte die Studenten bis zu ihrem Boot, umarmte jeden von ihnen und winkte ihnen nach. „Kommt wieder“, rief sie ihnen noch zu. „Jeder wird dieses Bild im Gedächtnis behalten“, sagte Hong, „wie sie dastand in ihrem schwarzen Pyjama, mit dem langen, offenen Haar, die Hand zum Abschied erhoben, als wenn sie die Schwester von uns allen wäre.“

Das war die romantischste Geschichte, die ich von unseren Studenten zu hören bekam. Aber beeindruckt von den Vietcong waren nahezu alle. Nach den ersten Begegnungen schnellte die Zahl der freiwilligen Helfer rapide hoch. Viele Studenten versuchten, ähnliche Kontakte auch in der Umgebung von Hué aufzunehmen, nachdem sie gesehen hatten, wie ungefährlich das war.

Auf der Suche nach Vietcong fuhren sie mit dem Fahrrad über Land, und hatten sie sie gefunden, so erzählten sie ihren besten Freunden, wo man ein Weekend mit den Rebellen verbringen konnte. Nicht alle ließen sich von den politischen Zielen der Befreiungsfront überzeugen. Aber dem Eindruck selbstloser Arbeit für die Bevölkerung und großen Geschicks bei der Durchsetzung der nötigen Reformen konnte sich kaum einer entziehen.

Daß es zu einem Versöhnungsfrieden, ja zu produktiver Zusammenarbeit mit diesen Vietcong kommen mußte, wurde der überwiegenden Mehrzahl der Huéer Studenten klar. Die meisten trieben aus einer ängstlichen Skepsis in eine freundliche Neutralität — bis die Ankunft von Hunderttausenden amerikanischer Soldaten und die daraus erwachsenden Demütigungen den Krieg für alle offenkundig zu einem nationalen Befreiungskrieg machten.

Die Ruhe der vergangenen Jahre war bald dahin. Düsenjäger heulten über die Stadt nach Norden, im Tiefflug, um der nordvietnamesischen Radarüberwachung zu entgehen; Hub-schrauberschwärme dröhnten über das Haus, und nachts hörte man manchmal Bombeneinschläge und Artillerieabschüsse in großer Nähe.

Der Krieg war näher an Hué herangerückt; nur die Straße zum Strand von Thuan An galt noch als sicher. Fahrten nach Quang Tri und Da Nang waren schon von einem gewissen, allerdings noch nicht allzu großen Risiko belastet. Ab und an explodierte eine Mine unter einem Militärlastwagen.

Die Anfahrt nach Da Nghi war inzwischen noch schwieriger geworden. Pater Ai hatte sich mittlerweile daran gewöhnt, zwischen den Fronten zu leben. My Thuy, das zweite, größere Dorf seiner Pfarrei, befand sich unter regulärer Verwaltung der Befreiungsfront; alle paar Monate wurde es anläßlich laut annoncierter Operationen für einige Tage von Saigoner Truppen „wiedererobert“; das galt dann als großer Sieg.

Nach My Thuy konnte Ai nicht mehr; aber seine Nonnen durften weiterhin Pflegedienste versehen, und die Dorfbewohner kamen nach wie vor ins Da Nghier Hospital, wenn sie krank waren. Mittlerweile kamen öfters auch Verletzte in die Ambulanz: Opfer des Feuers der Artillerie, die ziemlich ungezielt in „unsichere“ und Vietcong-Gebiete hineinschoß, angeblich um Truppenbewegungen des Feindes zu erschweren; immer häufiger kamen auch Opfer der Bombenangriffe.

Wer nichts zu befürchten hatte, wurde ins Krankenhaus nach Quang Tri oder nach Hué befördert. Das war allerdings nicht immer rechtzeitig möglich, da die Straße nachts nicht befahren werden konnte, wegen zunehmender Verminungsgefahr. Manche Verletzte hatten keine Papiere; sie mußten befürchten, daß die Krankenhausverwaltungen und Ärzte sie an die Polizei auslieferten.

In Da Nghi waren inzwischen „Revolutionary Development Cadres“ eingetroffen, eine Gruppe von etwa 30 jungen Leuten, die nach zweimonat-

Was Gestaltern fehlte:

Cibachrome — Print

Das fehlte Ihnen bis heute: Ein Farbkopiermaterial, welches die Farben des Diapositivs naturgetreu wiedergibt. Brillant und scharf. Auch in Übergrösse. Und zudem ein Farbkopiermaterial, das jahrelang nicht verblasst. Mit [®]Cibachrome-Print bringt CIBA der professionellen Photographie eine nie zuvor erlebte Brillanz der Farben. Cibachrome-Print erschliesst der Werbung, Schauwerbung und Raumgestaltung neue Anwendungsgebiete. Fragen Sie Ihr Fachlabor.

Diese Fachlabors arbeiten schon heute mit Cibachrome-Print:

Kurt Blümel Seestr. 50 D-1 Berlin 65 Telephon (0311) 45 47 87	Farbphotodienst Kleinhempel In der Kunsthalle D-2 Hamburg 1 Telephon (0411) 32 41 30	Grossphoto Wendel Florastr. 68 D-4 Düsseldorf Telephon (0211) 34 30 31
Kurt Blümel Ingolstädterstr. 166 a D-8 München Telephon (0811) 3117773	Fachlabor H. J. Niggemeyer Dr.-Ruer-Platz 2, Postfach 1808 D-463 Bochum Telephon (02321) 6 525 66	Color-Labor SA Moosstr. 5 CH-3322 Schönbühl-Urtenen Telephon (031) 85 05 62
Labor Grieger Max-Eyth-Str. 12 D-7302 Nellingen/Stuttgart Telephon (0711) 2129 71	Photo-Werbung Senft Postfach 968 D-61 Darmstadt Telephon (06151) 14 14 4	Turicop AG Feldeggstr. 5 CH-8152 Glattbrugg Telephon (051) 83 47 71
Photokunstanstalt O. Heudorfer Schulestr. 13, Postfach 104 D-7312 Kirchheim/Teck Telephon (07021) 33 44	Strenger-Color KG Bismarckstr. 19 D-45 Osnabrück Telephon (0541) 4 24 15	CIBA Photochemie AG Vorkaufsabteilung CH-1700 Fribourg 1 Telephon (037) 2 22 22



Cibachrome — Print

CIBA Photochemie AG
CH-1700 Fribourg 1
Schweiz

C I B A

ger militärischer Grundausbildung und antikommunistischer Indoktrination Vietcong aufspüren und die Bauern politisch schulen sollten. Dem Plan zufolge sollten sie mit der Landbevölkerung leben und arbeiten. Man gab ihnen schwarze Pyjamas, damit sie auch aussahen wie Bauern und wie Vietcong.

Die Gegenwart dieser neuen politischen Miliz machte sich mir durch ein Geknatter von Schüssen bemerkbar. Ich fragte Pater Ai, ob wieder Kämpfe im Gange seien. Nein, erwiderte er, „unsere Befrieder schießen nur auf Mädchen“. Während der vergangenen vier Wochen war eine junge Frau dabei getötet worden; drei junge Mädchen mit Schußverletzungen hatte Schwester Lucie ins Krankenhaus nach Quang Tri bringen müssen.

Die „Befriedungskader“ waren fast alles junge Leute aus den Städten. Ihr



„Gegenstand neugieriger Betrachtung“

Auftrag entzog sie der schärferen Disziplin des Militärdienstes und gab ihnen eine für ihr Alter und ihre Kenntnisse unverhältnismäßig große Verantwortung und Macht. Sie waren bewaffnet, denn sie sollten „Kommunisten“ suchen und gleichzeitig den Bauern bei der Organisation ihres Gemeinwesens behilflich sein.

Das überstieg bei weitem ihre Fähigkeiten. Niemand hatte sie auf die psychologischen Schwierigkeiten vorbereitet, auf die sie in den Dörfern stoßen würden. Die Dörfler blieben diesen jugendlichen Fremden gegenüber mißtrauisch, die sich wie ihre Herren und Lehrer aufspielten, sie ließen sie reden, kümmerten sich aber nicht weiter um sie und luden sie nicht in ihre Häuser.

Die jungen Leute fühlten sich isoliert, hatten nichts Rechtes zu tun; also griffen sie zum Reisschnaps und vertrieben sich die Zeit mit Glücksspiel. Dazu kam die allnächtliche Angst vor

in Überfall der Vietcong. Sie lebte alle zusammen in einem Hause am Dorfrand, umgeben von Stacheldraht.

In den Jahren 1966 und 1967 wurde das Befriedungsprogramm in großem Umfang weitergeführt. Die Aufblähung des Programmes ermöglichte bald überhaupt keine Auswahl der Kandidaten mehr, und aus den „Befriedern“ wurde vollends eine Bande von Halbstarcken.

Eines Morgens, im Sommer 1967, erappte ich einen solchen Befrieder in meiner Huêr Krankenhausabteilung in der Zelle einer 17jährigen schizophrenen Patientin. Er hatte das Mädchen dort schon seit Tagen „besucht“. Dem Stationskuli drohte der „Pazifizierer“ mit der Erschießung seiner ganzen Familie, wenn er dem Arzt etwas sage.

Die Befrieder waren mittlerweile in Huê zusammengedogen worden, weil ihre Sicherheit in den meisten unliegenden Dörfern nicht mehr garantiert werden konnte. In Huê hatten sie überhaupt keine dienstlichen Aufgaben mehr zu erfüllen. Sie schlossen sich zu bewaffneten Banden zusammen und terrorisierten die ärmlichen Stadtviertel.

Den von mir erappten Mann brachte ich zum Hospitalsdirektor und erstattete diesem schriftlich Bericht über den Vorfall. Passiert ist ihm nichts. Der Hospitalsdirektor ließ an der Psychiatrischen Abteilung nur ein Schild anbringen, daß unbefugtes Betreten von nun an verboten sei.

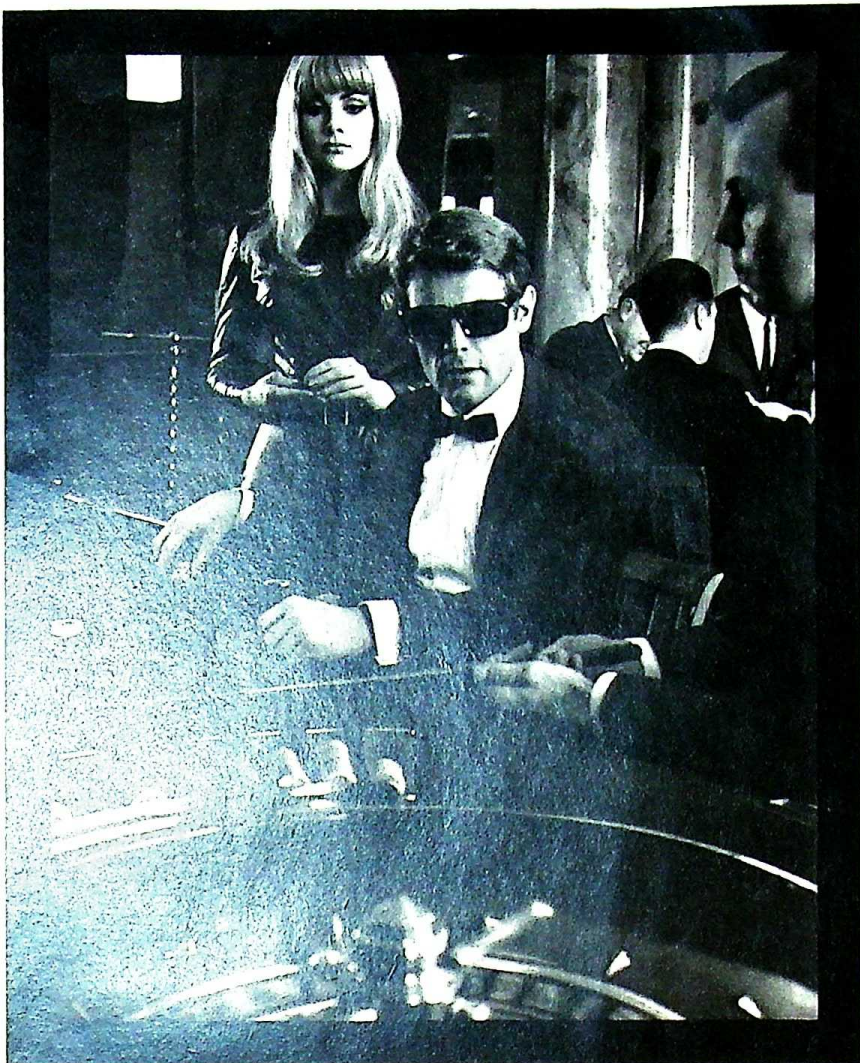
In der Stadt herrschte ein immer stärker werdendes Unbehagen an der Ausweitung des Krieges. Die Preise stiegen rapide. Immer weniger Leute konnten sich frisches Fleisch, Fisch oder Geflügel leisten. Aber auch die Reispreise hatten sich verdoppelt.

Das Mißvergnügen am Krieg drückte sich aus in Form einer immer weniger verschleierten Feindschaft gegen die Amerikaner. Dieser Antiamerikanismus war nicht ohne Vorbild; er basierte auf den kolonialen Frustrationen durch die Franzosen, ja er ging noch weiter zurück: auf die traditionelle Fremdenfeindlichkeit der alten höfischen Residenz.

Die Unzufriedenheit der Bevölkerung richtete sich aber auch gegen das Militärregime in Saigon, dessen Hörigkeit den Amerikanern gegenüber vollständig war. Diese Regierung tat nichts gegen die Inflation, sie gewährte den Amerikanern alle Privilegien, ihre höchsten Beamten waren unfähig und korrupt — das war die ziemlich einhellige Überzeugung der Huêr Bevölkerung.

Etwas gegen die Regierung und die Amerikaner zu unternehmen war allerdings nicht leicht. Mehrere hunderttausend amerikanische Soldaten hatten das Kräfteverhältnis im Lande einseitig zugunsten der Regierung verschoben. Sie hatten nahezu alle Kriegslasten übernommen, und Thieu und Ky konnten jetzt ihre gesamte strategische Reserve zur Niederwerfung innerer Unruhen einsetzen.

Einige meiner buddhistischen Freunde sahen das und waren deshalb



Duft ohne Pflege ist wie Roulette ohne Kugel.



Anders gesagt:
Sie können nur gewinnen, wenn Sie beides haben: Unverwechselbaren Duft und Pflege, die höchst wirksam ist. **RUSSISCH LEDER** gibt Ihnen beides.

RUSSISCH LEDER

Alles ist systemvoll aufeinander abgestimmt:

Eau de Cologne
Pre-shave
Rasiercreme
Rasierschaum

After-shave
Herrenselse
Badeseife
Frisiercreme

Deodorant-Stick
Deodorant-Spray
Hair-Tonic
Erfrischungstücher

...denn Erfolg ist eine Frage des Systems.

Die neue Herrenserie aus dem Hause



FARINA GEGENÜBER

F2b

nich hoffnungslos. Andere sym-
bolisierten stärker als zuvor mit der
Befreiungsfront. Phan, Tuong und
Sao, ein Professor für Ethnologie,
gründeten mit einigen anderen Lehr-
kräften eine neue Zeitschrift „Vietnam
Vietnam“, die in aller Offenheit gegen
die Amerikaner und den Krieg pole-
misierte.

Phan und seine Freunde schienen
mich für vertrauenswürdig zu halten;
sie spannten mich auch in ihre prakti-
sche Arbeit ein. Ich besorgte ihnen
Medikamente und chirurgische Be-
stecke, die ins Maquis abgingen, und
wir diskutierten gemeinsam die
Chancen politischer Aktionen.

Phan gab mir außerdem die Namen
zweier Medizinstudenten, die für die
Befreiungsfront arbeiteten — für den
Fall, daß ihm etwas zustoße oder er
plötzlich verschwinden müsse. Als er
nach einiger Zeit untertauchen mußte,
meldete sich einer der beiden prompt
bei mir.

Nachts durchzuschlafen war jetzt in
Hué kaum mehr möglich. Mehrmals
wöchentlich bebte die Erde von den
Bombenexplosionen der B 52, und die
Jagdbomber suchten sich ihr Revier in
den Bergen am Westufer des „Flusses
der Wohlgerüche“, nur wenige Kilome-
ter von der Stadt entfernt. Das Kra-
chen der Einschläge riß uns alle paar
Stunden aus dem Schlaf.

Oft genug heulten schwere ameri-
kanische Artilleriegeschosse über un-
ser Haus auf ihre nahe gelegenen Ziele
zu. Die Posten auf den Brücken waren
sichtlich nervös.

Die Landbevölkerung wurde durch
Flugblätter zum Verlassen ihrer Dör-
fer aufgefordert, aber vor den Folgen
der beginnenden systematischen
Bombenangriffe meist nicht eindring-
lich genug gewarnt. Man wollte die
unmenschliche Wirklichkeit nicht in
Worte fassen.

Bei Beginn des Programms, dessen
erklärtes Ziel es war, „to generate re-
fugees“, Flüchtlinge zu produzieren,
wurde die Aufforderung zum Verlas-
sen der Dörfer deshalb auch nur von
einer Minderheit der Bewohner be-
folgt. Erst wenn die Bombenangriffe
Büffel getötet, Kinder verbrannt, die
Häuser zerstört und die Ernte verni-
chtet hatten, entschlossen sich die
meisten, ihre Felder, Hütten und Gär-
ten, ihre Gräber, Ahnenaltäre und
Kultstätten zu verlassen und in das
nächstgelegene Flüchtlingslager einzu-
ziehen.

Einige wenige blieben trotzdem
zurück und lernten von den Vietcong,
wie man Bombenangriffe überlebte. In
unserer Gegend war nahezu ein ganzer
Distrikt, Phong Dien, zur „free strike
zone“ erklärt worden. In der Huéer
Umgebung forderten die Kader der
Befreiungsfront die Bauern noch im-
mer auf, in ihren Dörfern auszuharren.

Die Amerikaner wollten die Bauern
dem Einfluß der Vietcong entziehen
und verhindern, daß diese in den Dör-
fern Rekruten, Nahrung und Verstecke
fanden. Aber sie hatten noch einen
Hintergedanken. Die Flüchtlinge soll-
ten in eine totale wirtschaftliche Ab-

* Beim Verlassen ihres von US-Bombern
zerstörten Dorfes.

hängigkeit von der amerikanischen
Wohltätigkeit, den Arbeitsmöglich-
keiten in den Militärbasen geraten und
so am Krieg interessiert werden.

Es galt, so viele Flüchtlinge wie
möglich zu „produzieren“. Offiziell
wurde allerdings nur von einer rapi-
den „Urbanisierung“ gesprochen, die
den vietnamesischen Bauern aus dem
Mittelalter ins 20. Jahrhundert „hin-
einkatapultieren“ sollte, ein gespen-
stischer Euphemismus angesichts der
todbringenden Methoden, die dazu
angewendet wurden.

Die Befreiungsfront hatte unter dem
Druck des Terrors auf dem flachen
Lande gelernt, ihre eigenen Basen in
den Flüchtlingslagern zu bilden. Die
Voraussetzungen waren günstig: Die
Leute haßten die Amerikaner und die
Saigoner Regierung, die sie von Haus
und Hof vertrieben hatten. So wurden
die Lager bald selber zu Ausgangs-
punkten von Angriffen auf Städte.

Von einem Amerikaner erfuhr ich in
dieser Zeit, wie die „Erfolgs“-Mel-

dungen nach den Gefechten zwischen
Vietcong und Regierungstruppen oder
US-Einheiten zustande kamen. Eines
Nachts waren Vietcong in einem Dorf
gemeldet worden. Artillerie und
Bombenflugzeuge traten daraufhin in
Aktion. Am nächsten Morgen durch-
kämmte eine Patrouille das Dorf. Sie
meldete hundert tote Vietcong.

Leichen waren nicht gefunden wor-
den. Auf Befragen hatten die Bauern
erklärt, die Vietcong hätten ihre Leute
weggetragen. Auf die Frage, wie viele,
kamen unbestimmte Antworten: 20 bis
100. Der Offizier verließ sich auf die
höchste Zahl und meldete sie als „body
count“ an.

Weitere Nachforschungen wurden
nicht angestellt. Keiner dachte daran,
daß die Bauern Angst vor den Ameri-
kanern hatten und ihnen nach orien-
talischer Manier einfach sagten, was
sie gerne hören wollten. Solcher Ver-
wechslung von Demutsgebärden mit
Tatsachenwahrheiten fielen die Ame-
rikaner häufig zum Opfer. Ein Ver-

wurden kleinen Sabotagegruppen zugesprochen, gegen die es, so war die Version, ohnehin keine absolute Sicherheit gab. In Wirklichkeit liefen hier und in Quang Tri Generalproben zu der späteren Tet-Offensive ab.

Das Festhalten an der These, daß militärisch alles zum besten stünde und nur unbedeutende Störtruppen in die Stadt eingedrungen wären, verlangsamte naturgemäß die Abwehrplanungen. Während der nächsten zwei Monate wurden eine Reihe weiterer Städte — Ho An, Quang Ngai und Tam Ky — vom Vietcong angegriffen, jedesmal nach dem gleichen Muster.

Die Gefangenen wurden befreit — in Quang Ngai waren es über tausend —, die Kollaborateure erschossen. Woher die Vietcong gekommen waren, wußte niemand zu sagen. Sie waren „wie aus dem Nichts“ aufgetaucht — wahrscheinlich aus den Flüchtlings-

siedlungen und psychologischen Entwicklung. Sie bemerkten nur, daß irgend etwas Unheimliches sich tat. Wie üblich antworteten sie darauf mit ihrer Feuer-Kraft. Ganze Berge wurden mit Napalm überschüttet.

Im Mai schlugen die ersten Mörsergeschosse der Vietcong in die Stadt ein. Ihr Ziel war der Häuserblock, in dem die amerikanischen Militärberater und die „Sécurité nationale“, die Sicherheitspolizei, untergebracht waren. Er lag etwa 20 Minuten Fußweg von unserem Hause entfernt.

Wir sahen den gelben Feuerschein der Einschläge und zählten die Sekunden, die der Schall bis zu uns brauchte. So konnten wir das Ziel des Angriffs ziemlich genau bestimmen. In meine Angst mischte sich ein leises Gefühl des Triumphes. Ich dachte an Tuong und Phan, an die Gefangenen, die nun Hoffnung schöpften, daß ihre

waren mit dem größtmöglichen Klameaufwand in der Provinz Quang Nam tätig (das Malteserkreuz prang in der Tat auf jeder an Kinder verteilten Lutschbonbonntüte), und das Hospitalschiff Helgoland leistete vorzügliche Arbeit.

Alle diese Unternehmungen ließen sich publizistisch besser auswerten als der alltägliche Lehrbetrieb einer medizinischen Fakultät. Die Bundesregierung brauchte uns nicht mehr, um ihr Engagement in Vietnam dem amerikanischen Verbündeten zu beweisen.

Ende Oktober 1967 wurde dann von Bonn eine weitere halbjährige Verlängerung des Projektes verfügt; wie sie zustande gekommen war, blieb unklar. Für meinen Kollegen Seipp und für mich kam sie zu spät; wir waren zum neuen Jahr Verpflichtungen in Europa eingegangen. Krainick, Discher und Alteköster, die sich zum Bleiben entschlossen hatten, mußten ihre Entscheidung mit dem Leben bezahlen.

Im Oktober hielten wir das Staatsexamen ab, und die Festivitäten danach gaben den Studenten unauffällige Gelegenheiten, zu mir ins Haus zu kommen. Sie brachten eines Sonntagvormittags einen ihrer Freunde mit, einen Vietcong-Führer aus dem Maquis, der „auf Urlaub“ nach Hué gekommen war und mir Grüße von den zur Befreiungsfront gegangenen Kommilitonen Tuong und Phan brachte.

Er erzählte vom Aufbau des Gesundheitswesens im Maquis. In einem benachbarten Distrikt waren zwei Ärzte der Front tätig, Huétien, die auf die Hanoier Universität gegangen und nach ihrem Studienabschluß in ihre Heimatprovinz zurückgekehrt waren. Außer ihnen gab es keinerlei ärztliche Versorgung im Distrikt.

Als Sanitäter verkleidet, fuhren die beiden Kollegen bei Einbruch der Dämmerung täglich in ein anderes Dorf auf Behandlungstour. Sie arbeiteten nachts und schliefen tagsüber in Unterständen. Ursprünglich waren es ihrer vier gewesen. Die Amerikaner hatten aber zwei von ihnen gefangen und getötet.

Die Überlebenden brauchten Medikamente. Ich mußte dafür sorgen, daß auch nach meiner endgültigen Abreise der Medikamentenfluß aus der deutschen Spende ins Maquis nicht abriß. Ich nannte meinem Kollegen Discher deshalb die Namen einiger Studenten, die die Arzneien für „buddhistische Ambulanzen“ abholen würden. Er wußte natürlich Bescheid.

Während meiner letzten drei Wochen in Hué hatte ich kaum Zeit, an den Abschied zu denken. Die Klinik, in der ich hatte arbeiten wollen, wurde tatsächlich fertig. Tausend Kleinigkeiten mußten geordnet werden. Viele Patienten besuchten mich und brachten Abschiedsgeschenke. Die Studenten von der Befreiungsfront erschienen, zum ersten Male gemeinsam. „Nach der Befreiung kommen Sie zurück!“ sagten sie; ich versprach es und meinte es ernst.

Ende

lungen. Die Amerikaner griffen in die Kämpfe nicht ein und blieben meist auch ungeschoren.

Inzwischen waren die Führer des buddhistischen Klerus einen entscheidenden Schritt weiter gegangen: Sie hatten jedem Buddhisten seine politische Option freigestellt, vorausgesetzt, sie diene dem Frieden. Die Warnung vor einer Zusammenarbeit mit der Nationalen Befreiungsfront wurde nicht wiederholt. Viele Studenten traten daraufhin der Befreiungsfront bei, beschafften Informationen oder transportierten Verbandstoff und Medikamente ins Maquis.

Zwischen Hué und den befreiten Zonen, von denen einige nur zehn Kilometer von der Stadt entfernt lagen, kam es zu häufigen wechselseitigen Besuchen. Das Maquis war nicht mehr ein Kuriosum, wo man seine Neugier befriedigte. Es wurde immer mehr zum geistigen, politischen und organisatorischen Zentrum für die Orientierung der Menschen in der Stadt.

Den Amerikanern entgingen die Einzelheiten dieser militärischen, poli-

Leiden sich dem Ende näherten. Nein, die Amerikaner würden es niemals schaffen.

Im Mai 1967 war unser Projekt von der Regierung in Bonn als Versager deklariert und zum 1. 1. 1968 gekündigt worden. Die Bonner Behörden begründeten ihre Entscheidung mit den Klagen, die Krainick in seinen Berichten immer wieder über die mangelnde Zusammenarbeit der vietnamesischen Stellen geführt hatte.

Seit diesen Berichten war aber eine geraume Zeit dahingegangen, und wir hatten unsere Situation trotz der Passivität der Saigoner Stellen verbessern können. Auch das war in Bonn bekannt. Die uns gegebene Begründung konnte deshalb kaum mehr als ein Vorwand sein.

Über lange Jahre war unsere Fakultät das einzige kulturelle und humanitäre Hilfsprojekt im Lande und deshalb aus propagandistischen Gründen für die Bundesrepublik wichtig gewesen. Mittlerweile hatte sich das Büro für internationale Sozialhilfe (BISH) in Saigon festgesetzt, die Malteser